



Der Autor beim Seminar in Ochsenhausen.
Foto: Luisa Luem im Juli 2019

Oskar Pommerening. Thema 7: Fensterblicke. Neugierige Short-Cuts

Grenzen aus Glas

Vergeblich versuchte Marie, nicht in die eiskalten Pfützen zu treten, die sich durch den stetigen Schneeregen auf dem Gehweg bildeten.

Seitdem sie losgelaufen war, verfolgte sie dieses schlechte Wetter. Am Anfang waren es nur wenige Tropfen gewesen, aber kurz vor der Parkstraße, dort, wo all die Hochhäuser standen und sie beim Überqueren der Straße aufpassen musste, nicht einem der schwarzen SUVs mit den getönten Scheiben vor die Schnauze zu laufen, war der kalte Regen stärker geworden und es hatte nicht lange gedauert, bis die schweren Tropfen ihren ohnehin undichten Mantel beinahe gänzlich durchnässt hatten. Ein noch viel größeres Problem als der nasse Mantel waren ihre Schuhe, deren Sohle sich schon löste und wie sie in ihren klammen Socken das Wasser spürte, das entweder von oben den Schuh traf oder durch den Boden hineingelangte. Wenn sie dann nicht aufpasste und den fatalen Fehler beging, in eine der Wasserlachen auf dem Bordstein zu treten, musste sie am eigenen Leibe spüren, dass es wieder Winter geworden war.

Winter. Damit begann für sie wieder die Zeit, in der sie frierend den ganzen Weg zur Schwimmhalle zurücklegen musste und mit verschnupfter Nase dort ankam, sodass ihr, nachdem sie in der Umkleide gerade wieder aufgetaut war, für einen kurzen Moment die Lust verging, jetzt schon wieder in kaltes Wasser zu steigen. Wenigstens wurde sie im Gegensatz zu den anderen Mädchen und auch Jungen, die sich danach noch Ewigkeiten die Haare trockneten und föhnten, dann aber trotzdem wegen Erkältungen jede zweite Woche fehlten, dabei so gut wie nie krank, das war ihr einziger Trost. Vielleicht waren es auch gerade die wöchentlichen Märsche zum Schwimmbad, die sie abgehärtet hatten, oder es lag daran, dass

sie ihre Kleidung immer sorgsam über die Heizung hängte, damit sie wenigstens für den Rückweg wieder trocken und für einen kurzen Moment auch warm war.

Sie bog um die Ecke und wich im letzten Moment dem Loch aus, dem ein Pflasterstein fehlte und in dem sich jetzt ein kleiner See gebildet hatte, in den sich ihr Fuß beinahe verirrt hätte. Aber sie kannte die Strecke zu gut und deshalb auch das Schlagloch. Es erwartete sie immer, wenn sie die ewig lange Parkstraße verließ und in die Ritterstraße einbog. Und wie immer wenn sie um die Ecke bog und dem Schlagloch auswich, wurde sie kaum merklich ein kleines bisschen schneller. Dann war sie nämlich fast da. Nicht beim Schwimmbad, da hatte sie vielleicht gerade die Hälfte des Weges hinter und noch eine weitere Viertelstunde vor sich. Nein, sie hatte das Kaufhaus erreicht. Über mehrere Meter erstreckte sich die riesige Schaufensterfassade, und hob man den Blick, konnte man noch im vierten und fünften Stock das Firmenlogo erkennen, die goldene Krone mit drei Zacken. Wenn sie wie viele andere am Eingang vorbeilief, teilte sich automatisch die Schiebetür und die wohlige Wärme des Kaufhauses umspielte ihre Beine. Aber obwohl es durchaus verlockend war, blieb sie davor nicht stehen. Noch nicht.

Erst mehrere Meter hinter dem Eingang, aus dem die wärmende Luft strömte, hielt sie jedes Mal an. Zwar war es dort nicht mehr warm, weil es nicht mehr vor dem Eingang war, aber sie stand immer noch vor der Fassade. Und dort ganz links im Schaufenster stand es. Das Fahrrad. Es hing dort, seit Marie sich erinnern konnte, den Weg zu gehen und wie sie irgendwann erfahren hatte, stand es nicht einmal zum Verkauf, sondern diente rein als Blickfänger. Und auch wenn deshalb wohl die meisten Kunden, die sich im Kaufhaus für die Sportabteilung interessierten, einfach daran vorbeigingen und es kaum wahrnahmen, kannte Marie es in- und auswendig. Sie kannte es bis auf das kleinste Detail, weil sie jeden Mittwoch, wenn sie auf dem Weg zum Schwimmen war und die Kälte ihre Beine hinaufkroch, hier stehenblieb.

Sie wusste, wie viele Kettenblätter es hatte, drei, wie viele Ritzel, sieben, wie die Bremszüge verliefen, nämlich am Lenker hinab einer zu der Vorderradbremse, der andere über das Oberrohr zum Hinterrad und welche Farbe das Lenkerband hatte, nämlich hellblau, schon fast türkis. Wie die Farbe des Schwimmbeckenbodens. Es stand direkt am Fenster, und Marie war von ihm nicht einmal einen Meter entfernt, wenn sie so nah heranging, dass die Fensterscheibe von ihrem warmen Atem beschlug. Was hätte Marie dafür gegeben, mit dem Rad fahren zu dürfen. Wie viel schneller würde sie auf dem Weg zum Schwimmtraining sein,

wie weniger mühsam wären die nicht enden wollenden Wege im Winter? All die halbstündigen oder sogar länger dauernden Wege durch die Kälte, jedem Wetter zum Trotz hätten dann ein Ende, wären kürzer und schneller vorbei...

Aber es war nur Gedankenspielerei, Schall und Rauch. Selbst wenn es zu kaufen gewesen wäre, hätte ihr vermutlich jeder einzelne Euro dafür gefehlt, wie sie ihr auch für eine Straßenbahnkarte fehlten, dachte Marie, drehte sich um und setzte ihren Weg fort.

"...aut regem aut fatuum nasci oportere." Was interessierte ihn das schon? Was kümmerte es ihn, worüber Seneca vor zweitausend Jahren philosophiert hatte? Es war ihm genauso egal, wie die Analyse der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 oder wann das eben gewesen war, die er noch vor sich hatte. Klar, Geschichte war noch wichtig, wenn er im September auf das Internat wechseln würde, aber Latein zählte nicht mehr und würde nicht mehr wichtig sein. Aber auch da wollte sein Vater, dass er es mit einer Eins abschloss, dass er der "Primus" sei, wie er so gerne sagte.

Dabei kopierte Felix immer öfter Passagen aus dem Internet, wo es schließlich haufenweise Übersetzungen gab zu dem, worüber Seneca vor zweitausend Jahren philosophiert hatte, von Leuten, die es offenbar interessiert hatte. Warum sollte man sich überhaupt die Mühe machen und das alles noch ein zweites Mal übersetzen. Nein, nicht ein zweites Mal, ein weiteres Mal, einmal mehr als es ohnehin schon über Jahrzehnte lang von leidenden Schülern, gelernten Altphilologen und Professoren übersetzt worden war. Wenn er das seinem Vater sagen würde, was der ihm wohl entgegen würde? Vermutlich bekäme er dann eine der vielen Moralpredigten zu hören, von wegen "Ohne Fleiß, kein Preis", ein Name verpflichtet. Darauf war sein Vater wohl am meisten stolz. Nicht auf ihn, auch nicht auf seine mühsam erkämpften Noten in der Schule, für die er den ganzen Tag lernte und denen im Zweifel durch ein Gespräch zwischen seinem Vater und seinem Klassenlehrer nachgeholfen wurde, die aber in den letzten Jahren immer schlechter geworden waren. Von wegen Primus! Lachhaft. Nein, der Familienname war das, worauf sein Vater wohl am meisten stolz war. König. Dies schien für ihn eine Bestimmung zu sein: Die Bestimmung, der Beste, der "Primus", zu sein, Erfolg zu haben und seine eigene Kaufhauskette aufzubauen.

"König statt KaDeWe". Felix sah die Überschrift der Zeitung genau vor sich, die bei ihnen zuhause gleich im Eingangsbereich hing, neben der Treppe, die zum SPA-Bereich führte. Ja, darauf war sein Vater stolz- nicht auf ihn und auch nicht auf seinen Bruder Maximilian. Auch wenn er es jahrelang versucht hatte, auch wenn er probiert hatte, gut zu sein, erfolgreich in der Schule, konnte er es nicht mehr. Seine Noten gingen den Bach hinunter, anders konnte man es nicht sagen. Und jetzt das Internat. Von Verantwortung hatte sein Vater geredet, bevor er ihm mitgeteilt hatte, dass er ihn auf einer reinen Jungenschule in Brandenburg angemeldet hatte, auf einer Art Elite-Berufsschule, auf der man normale Schulfächer und gleichzeitig Fächer wie Wirtschaft oder Jura hatte und ein Schwerpunkt auf Englisch lag, um später im Berufsleben gut internationale Beziehungen pflegen zu können.

Felix legte seinen offenen Füllfederhalter auf das Heft, obwohl er noch nicht fertig war und trat ans Fenster. Es war schon kurz nach halb fünf. Er legte seine Stirn an die Scheibe, die nicht einmal kalt war, weil sie vermutlich doppelt und dreifach verglast war und über ein integriertes Heizsystem oder ähnliches verfügte für maximalen Komfort. Maximaler Komfort, maximaler Erfolg, immer das Maximum. Zumindest einen guten Blick hatte man von hier oben aus dem 13. Stock. Wie winzige Teilchen in einem Organismus zogen die Autos mit ihren hellen, im Regen verschwimmenden Lichtern über die Straßen, direkt neben den Fußgängern, von denen jeder einsam im Regen seinen eigenen Weg verfolgte. Diese normale Welt, der Alltag, nicht das Maximum, sondern der Durchschnitt, war ihm so nahe und doch so fern.

Da! Da war sie wieder. Felix sah sie und warf einen raschen Blick auf die Uhr, bevor er den Blick wieder auf sie heftete. Exakt 16: 37. Sie war wie immer pünktlich. Von hier oben konnte er sie kaum erkennen, aber er wusste, dass sie es war, er erkannte es an ihrem Gang. Mit zusammengezogenen Schultern, ganz klein und zierlich im Regen und doch gleichzeitig aufrecht und selbstbewusst. Vor ein paar Monaten hatte er sie entdeckt, das Mädchen, das jeden Mittwoch dort lang lief. Jeden Mittwoch, wenn er nach der Schule in die Geschäftsstelle seines Vaters kam, um dort Schulaufgaben zu erledigen, der ihn dort dann um 17:30 abholte. In seinen Gedanken hatte er sie Jule genannt, er wusste nicht einmal warum. In seinem ganzen Leben war ihm keine einzige Jule bisher untergekommen. Wer war sie und wohin ging sie? Wie oft hatte er sich das schon gefragt, wie viele Szenarien sich ausgemalt. Einmal war er sogar in der Lobby gewesen, um sie einmal von Nahem zu sehen. Sie lief auf der anderen Straßenseite und Felix wollte sich nicht zu auffällig in der Eingangshalle herumdrücken und

auch wenn er sie über die Entfernung der Straße hinweg nicht deutlich hatte sehen können, hatte er sich den kurzen Moment, in dem er ihr Gesicht gesehen hatte, deutlich eingeprägt

Etwas unstedet lief sie heute, in sich selbst zusammengesunken und ganz klein im Regenguss. Wenn er jetzt einen Regenschirm hätte. Er könnte die Treppen hinuntersprinten, weil es schneller war als mit dem Aufzug, auch wenn sein Vater immer mit dem Lift fuhr, und zu ihr rennen, einfach den Schirm aufspannen und Hallo sagen. Was würde sie wohl tun? Wie würde sie ihn ansehen? Vielleicht würde sie einfach irritiert sein und vorsichtig vor ihm weglaufen. Vielleicht würde sie wortlos zu Seite weichen. Selbst wenn. Dann hätte er es wenigstens versucht. Oder wäre sie einfach dankbar für den Schirm, würde seinen Gruß erwidern und weiter ihres Weges gehen. Vermutlich. So schätzte er Jule ein. Solche Ideen hatte er oft, solche Szenarien hatten sich schon hundertfach in seinem Kopf abgespielt, in seinem Kopf hatte er schon tausendmal mit ihr geredet. Mal war sie auf dem Weg zum Ballett, mal zur Nachhilfe, mal auf dem Weg zum Friedhof, um das Grab ihres verstorbenen Vaters zu besuchen. Es wäre seine erste Frage an sie gewesen, weil es ihn so brennend interessierte. Auch wenn er sie völlig überrumpeln würde, er müsste es wissen. Felix spürte sein Herz pochen, als er den schwarzen Regenschirm im Ständer sah. Er könnte es tatsächlich tun. Er hatte doch alles, was er brauchte. Warum nicht? Wenn er sich beeilen würde, könnte er hinunterstürzen, vielleicht würde er es noch schaffen, er wusste, wo sie um die nächste Ecke bog. Sein Kopf raste, noch nie hatte er so sehr mit dem Gedanken gespielt, diese ganze Fiktion Realität werden zu lassen, weil er wusste, dass er irgendwann ins Internat gehen würde, dass er sie dann nie wieder sehen würde, dass sie nie von seiner Existenz erfahren würde, obwohl er sie doch so gut kannte. Er wollte schon losstürmen, als er sie unten nicht mehr sah. Sie war nicht mehr auf dem nassen Bordstein, sie war schon abgebogen. Sie war weg, auch wenn sie nie richtig da gewesen war. Vielleicht war es auch besser. Sie gehörte zu der anderen Welt, zu der normalen, alltäglichen Durchschnittswelt, in der man im Schneeregen unaufhörlich hinlaufen konnte, wohin man wollte, ohne, dass es Leute im 13. Stock von Hochhäusern interessierte und sie es wissen mussten. Eine andere Welt, von der er getrennt war durch eine doppelt und dreifach verglaste Fensterscheibe mit integriertem Heizsystem.

Layla trat vorsichtig über die vom Regen nassen Kieselsteine und drückte sich an das blaue Glas der Schwimmhalle. Selbst von draußen konnte sie diesen eigenartigen, scharfen und ihr so ungewohnten Geruch wahrnehmen, der aus dem Inneren des riesigen blau schimmernden Gebäudes mit der großen Fensterfassade drang, und den sie nur von hier kannte, der sie aber wie magisch anzog. Wenn Layla hineinsah, schien es ihr, als wäre die gesamte Halle mit diesem klaren blauen Wasser gefüllt. Zwar konnte sie die türkis gefliesten Becken deutlich erkennen, doch durch die ebenfalls blau getönten Scheiben und die seltsamen Reflektionen des unstillen Wassers, die an die Decke geworfen wurden, schien es ihr, als sei der gesamte Raum in Bewegung und in dieses Zusammenspiel aus Licht und Wasser getaucht.

Das Schwimmbad hatte für sie eine seltsame Bedeutung. Das ganze Gebäude fand sie in gewisser Weise seltsam und alles was sie damit verband, war für sie sehr fremd. Es fing an mit dem Gebäude an sich, das riesig war und einfach so dastand, obwohl es hier außer dem Flüchtlingsheim, einer Sporthalle und ein paar Schrebergärten nicht so viele Häuser gab. Und dazu kam, dass der Großteil der Außenwandverkleidung aus Glas bestand, aus dickem blauem Glas, das die Blicke von Layla durchließ. Dazu dieser sonderbare Geruch, der scharf in die Nase stieg und sie gleichzeitig doch immer wieder an diesen Ort lockte.

Aber das war nicht alles, was Layla diesen Ort so fremd wirken ließ. Denn am erstauntesten beobachtete sie das Treiben in dem Gebäude selbst. Dort war immer eine Handvoll Leute zu sehen, die sich entweder am Beckenrand unterhielten, auf dem gekachelten Boden einfach nur entlanggingen, oder wie die meisten in dem riesigen Becken waren und durch schnelle Bewegungen mit den Armen, Beinen und ihrem Oberkörper durch das Wasser glitten. Layla kannte das deutsche Wort dafür nicht, aber sie hätte es genauso gerne gekannt, wie sie gewusst hätte, wie es funktionierte. Manchmal ertappte sie sich, wie sie, die draußen Stehende, versuchte, die Bewegungen nachzuahmen. Es konnte nicht möglich sein, sich durch Bewegungen seiner Körperteile über Wasser zu halten, es musste einen doch hinunterziehen in die Tiefe, in diesen Schlund. Aber auch dieses Geheimnis war es nicht, was Layla diesen Ort so besonders machte. Als sie das erste Mal einen Blick von dem Weg aus, der an dem Schwimmbad vorbeiführte, hineingeworfen hatte, konnte sie nicht glauben, was sie dort gesehen hatte. Sie hatte schon peinlich berührt und verwirrt weggehen wollen, aber dann hatte doch ihre Neugierde gesiegt und sie war näher getreten. Die Männer und Frauen waren echt gewesen. Und gerade diese Tatsache, dass dort sowohl Männer als auch Frauen waren,

machte diesen Ort so bedeutsam. Wäre nicht das hellblaue vom Licht umspielte Wasser gewesen, sondern stattdessen orangerotes und grelles Feuer, dann hätte Layla genau das Bild gesehen, dass sie sich unter der Dschehenna, der Hölle, vorstellte. Zuerst hatte sie auch gedacht, die halbnackten Menschen, die nur durch winzige Fetzen Stoff ihren Körper bedeckten, müssten dazu gezwungen worden sein. Aber als sie dann, von der Neugier getrieben und anfangs mit einem schlechten Gewissen, einen Blick hinein geworfen hatte, sah sie die lachenden Leute, das Mädchen, das dort halbnackt auf einer Liege lag, als möchte sie die Männer verführen, aber diese gingen einfach an ihr vorbei. Direkt neben ihr lag ein Mann, der nur seine Oberschenkel bedeckt hatte und sie beachteten sich nicht einmal, es schien das Normalste auf der Welt für sie zu sein und schon bald sah Layla in dem Ort mehr einen Gegenentwurf zur Dschehenna.

Dieser Ort hatte eine gewaltige Anziehungskraft auf Layla, eine Strahlkraft. Er kam ihr so besonders vor, so ungewohnt, so anders als alles, was sie kannte und doch konnte es nichts Schlechtes sein, weil die Menschen dort glücklich aussahen, weil das Zusammenspiel aus Wasser und Licht so schön anzusehen war, weil der leicht beißende und ungewohnte Geruch für Layla gut roch. Am Anfang hatte sie dieses Gebäude vergessen wollen, dann war sie von ihrer kindlichen Neugier förmlich hingetrieben worden, jeden Tag war sie hingegangen, hatte sich auf dem Kiesbett hinter der Glasfassade versteckt und mit großem Staunen dem Treiben zugesehen, hinter dem großen Turm, auf dem der Mann saß, der als einer der wenigen etwas mehr anhatte und von dem sie jetzt wusste, dass er Bademeister hieß. Die deutsche Sprache war seltsam, ungewohnt und kompliziert und Layla fand es verwunderlich, dass man einfach zwei Worte aneinanderreihen konnte und schon hatte man ein Neues. Aber das funktionierte auch nicht immer und manchmal, wenn es besonders kompliziert wurde, musste man manche Buchstaben weglassen und dergleichen. Inzwischen kam sie nur noch ab und zu an dem Schwimmbad vorbei, immer dann wenn sie ihren Bruder abholte. Und manchmal war es auch nur ein verstohlener Blick, den sie vom Weg aus durch die Fensterfront warf, aber manchmal ging sie eben auch näher und hing ihren Gedanken nach. Tief in ihrem Inneren hatte sie nämlich, auch wenn sie sich das nicht eingestehen wollte, den Wunsch, einmal in das Bad hineinzugehen, einmal die ganze Atmosphäre von Nahem zu spüren, mittendrin zu sein. Natürlich scheute sie sich davor und dachte nicht einmal im Traum daran, es wirklich zu tun, davon abgesehen dass ihre Mutter sie nie wieder alleine losziehen lassen würde, wenn sie davon erfahren sollte und Layla auch nicht wusste, wie man dort hineingelangte. Natürlich

kannte sie die Seite des Gebäudes mit dem Eingang, aber sie wusste nicht, wie man dort eintauchen, sich auf diesen Ort einlassen konnte. Aber hätte es die Möglichkeit gegeben, einmal die Zeit anzuhalten, oder unsichtbar hineinzugehen, vielleicht auch einen Zeh in das kalte Wasser zu stecken, dann hätte sie es zweifellos getan. Aber diese Möglichkeit bestand nicht. Das Schwimmbad sollte wohl etwas bleiben, was sie nur von außen kennen sollte. Wie man das Bild eines Künstlers betrachtet und nie die Möglichkeit haben wird, Teil der abgebildeten Szene zu sein. Sie war eine Außenstehende.

Bäuchlings lag Maximilian auf dem zerschlissenen Sofa, in seinen kleinen Händen das große iPhone. Eigentlich waren in der Nachmittagsbetreuung sämtliche Handys verboten, aber wenn es Abend geworden war und die meisten anderen Kinder schon abgeholt worden waren, waren ohnehin nur noch zwei Betreuer da, die sich dann ähnlich wie er mehr mit ihren Smartphones beschäftigten, als mit den zwei verbliebenen Kindern. Schließlich waren sie beide auch beschäftigt. Maximilian mit dem Tippen, Suchen und Entdecken von Inhalten im Internet, wobei er nicht wusste, ob den Erziehern einfach nicht klar war, dass er an seinem Handy war, weil er es geschickt hinter einem Sofakissen verbarg und darüber eine der Kinderzeitschriften gelegt hatte, oder ob die Erzieher es zwar durchaus wussten, sie aber auch lieber ihre Ruhe haben wollten.

Der andere noch Verbliebene war Yussuf, dessen Name Maximilian auch nur deshalb kannte, weil sein Freund Alexander ihm das gesagt hatte. Yussuf war einer der drei Flüchtlinge, die seine Grundschule auf Anweisung der städtischen Gemeinde hin aufnehmen mussten. Sein Vater hatte sich darüber aufgeregt und sogar beschwert, wie er es manchmal tat, dass zu seinen Klassenkameraden jetzt auch Flüchtlinge zählten, die kaum deutsch sprachen. Maximilian aber waren sie eigentlich egal. Die waren schließlich ohnehin still, sagten nichts und standen in der Pause einzeln herum. Nicht einmal untereinander unterhielten sie sich, wobei Maximilian nicht wusste, ob sie überhaupt dieselbe Sprache sprachen. Auch nicht in der Nachmittagsbetreuung wechselten sie Worte, gerade Yussuf nicht. Anfangs hatte Maximilian die Befürchtung gehabt, dass Yussuf, wenn nur noch sie beide übrig geblieben waren, auf ihn zugehen würde und ein Gespräch in schwer zu verstehenden Brocken Deutsch anfangen würde, aber Yussuf legte keinen Wert auf irgendeine Annäherung. Er schien nur darauf zu warten, wann er endlich von seiner Schwester abgeholt wurde und die Zeit bis dahin

verbrachte er damit, durch die Glasfront in die regnerische Nacht zu schauen, während die Regentropfen auf die Scheibe prasselten und langsam hinunterflossen. Fast demonstrativ hatte er Maximilian den Rücken zugekehrt und schaute in die dunkle, kühle Nacht hinein, unergründbar, was er dachte.

Aber Maximilian war es recht. Er war auch ein Einzelgänger und wenn man nach seinem Vater ging, hatten Einzelgänger gute Chancen auf Erfolg. Zwar musste er zugeben, dass ihn Yussufs Geschichte in gewisser Weise auch interessiert hätte, aber er konnte auch darauf verzichten, schließlich hatte er sein eigenes Fenster, ein digitales. Ein Fenster, in dem er alles fand, was er suchte. Er verstand nicht, was für einen Narren Yussuf an der Fensterfront gefressen hatte, durch das nichts als die dunkle, kühle Nacht zu sehen war. Für Maximilian wäre das verschwendete Zeit gewesen, Zeit, die er deutlich besser verwenden konnte, zum Beispiel mit der Benutzung seines iPhones. Der kleine digitale Bilderrahmen war für ihn eine Möglichkeit, eine ganz neue Welt zu erkunden, denn im Internet fand man alles. Und in dieser Zeit in der Nachmittagsbetreuung, wenn die meisten schon gegangen waren und das Licht der Neonröhren angestellt wurde, weil es draußen dunkel geworden war, gab es niemanden, der seine Suche im Internet eingeschränkt hätte. In dieser Zeit konnte er frei sein und experimentieren, er konnte erkunden. Die wenigen Sperren, die ihn vor gewalttätigen oder anstößigen Inhalten hätten fern halten sollen, hatte er schnell überwunden, das war zu einfach. Und dann stand ihm eine unendliche Welt offen, in der er alles fand, wonach er suchte.

Oskar Pommerening, Januar 2019